

Nahe am Sein: Lethe erfahren

Der Philosoph Bernd Bösel schreibt über Adam (aka Sandra)
Man's Stück »Lethe«, das im November 2023 in Berlin
Premiere hatte.



Photo: Adam Man

Mit etwa dreißig weiteren Personen betrete ich das nur schwach beleuchtete Studio, die Schuhe lassen wir wie gewünscht an der Wand zurück. Ein riesiger naturfarbener Teppich füllt die Mitte des Raums aus. Er lädt uns zum Verweilen ein. Alle suchen zunächst nach einer für sie passenden Position, im Sitzen, Knien oder Liegen. Das dauert einige Minuten, während der man sich allmählich an das Halbdunkel gewöhnt. Auf drei Seiten des Raums sind Leinwände installiert, zwei auf der langen Seite, jeweils eine auf den schmalen Seiten. Dann wird das Licht noch weiter heruntergedimmt, und eine weibliche Stimme beginnt, auf Englisch zu sprechen.

Die Stimme wird elektronisch verstärkt, sodass sie im Raum nicht zu orten ist. Doch bald schon zeigt sich, dass sie zu einer Person gehört, die langsam und absichtslos auf dem Teppich umhergeht, sich dabei den Weg durch die zufällig verteilten Körper bahnt. Der Text wird ohne visuelle Unterstützung, rein aus dem Gedächtnis gesprochen. Das dauert fünfzehn, vielleicht zwanzig Minuten. Es sind einfache Worte und Sätze, die in einem sehr ruhigen, meditativen Tonfall gesprochen werden. Was wird gesagt? „It's midday and very quiet now“, so beginnt es. Es folgen Beobachtungen. Jemand berichtet davon, was sie beim Stehen, Gehen und Sitzen in einem weitgehend trockenen Flussbett wahrnehmen. In den Blick kommen Steine, Pflanzen, Tiere, Rinnsale und Berge, manchmal auch Gegenstände, die von Menschen hinterlassen wurden. Aber keine weiteren Menschen. Diese kommen nur indirekt vor, wenn es heißt: „I think of those to whom I would like to say, the earth is beautiful, I have seen it with my own eyes and it feels unreal to me.“ Der Text fließt die ganze Zeit ruhig dahin, er hält sich in dem Flussbett auf, setzt sich mit ihm auseinander. Irgendwann verstehe ich, dass der Teppich, auf dem wir sitzen und liegen, das Flussbett verkörpert.

Mit dem Satz „I am here, and elsewhere“ endet der Text. Er sagt etwas aus, das auch für mich im Laufe der folgenden halben Stunde immer wahrer werden wird. Zunächst ändert sich die Situation. Das spärliche Licht wird während der letzten gesprochenen Worte ganz heruntergedimmt, zugleich werden elektronische Klänge vernehmbar und auf die Leinwand werden Videos projiziert. Es sind Aufnahmen von innerhalb des Flussbetts, in verschiedenen Einstellungen. Die Bilder folgen ihrem je eigenen Rhythmus von Aufblende und Abblende. Es sind Fragmente, die sich zu keinem Ganzen fügen werden. Aber sie geben Einblicke in die Landschaft und den Aufenthalt in ihr. Das Flussbett mit seinen

Kiesfeldern, seinen weißen Steinen, seinem Treibholz, seinen Pflanzen. Immer ist irgendwo fließendes Wasser zu sehen, und sei es nur ganz im Hintergrund. Auf beiden Seiten des Flussbetts ragen bewaldete Berge empor, darüber ist der zumeist blaue, manchmal auch bewölkte Himmel zu sehen.

In vielen dieser gleichzeitig projizierten Videos wird eine menschliche Gestalt sichtbar. Es ist immer dieselbe weibliche, bekleidete Gestalt, die im Flussbett liegt oder sitzt und sich allmählich zu bewegen beginnt. Oftmals richtet sie sich dann irgendwann auf. Ihre Bewegungen bleiben absichtslos, langsam, tastend. Als ob sie erst einmal gewärtigen müsste, dass sie sich in diesem Hier befindet. Als ob sie immer und immer wieder in dieser Landschaft erwacht, mit der sie noch nicht vertraut ist. Vielleicht sogar in einem Körper, mit dem sie nicht vertraut ist. Wir sehen Dutzende von diesen Bewegtbildern, ständig beginnt auf einer Leinwand ein neues, während ein anderes endet. Es ist nicht möglich, alles in sich aufzunehmen. Mein Kopf und mein Körper drehen sich mal hierhin, mal dorthin, manchmal muss ich mich entscheiden, ob ich möglichst viele Bilder wahrnehmen will, oder lieber wenige und diese dafür aufmerksamer und geduldiger. Ich muss mich mit dem Setting in dieser Studio-Landschaft auseinandersetzen, ebenso wie mit meinem Befinden in dieser Landschaft. Soweit ich es erkennen kann, wiederholen sich die Videos nicht. Ich werde also einige verpassen, oder nur flüchtig sehen. Ich entscheide schließlich, dass das nichts ausmacht. Ich versuche, nicht zu bewusst an die Bilder heranzugehen.

Die Klänge helfen mir dabei. Sie zu beschreiben, fällt naturgemäß schwer. Klar auszumachen ist das Geräusch von fließendem Wasser, das allerdings durch elektronische Klänge eingehüllt und überlagert wird. Diese verändern sich langsam, aber stetig. Später kommt ein Cello hinzu, auf dem warme, stark vibrierende Töne gestrichen werden. Der Sound verleiht den Bildern eine

Atmosphäre von enormer Weite, als würde die Landschaft nicht da aufhören, wo die Konturen der Farben und Formen es tun. Immer wieder dominieren sonore Klänge, die sich Aufmerksamkeit verschaffen. Der Rhythmus, in dem sie kommen und gehen, entspricht demjenigen der Bilder, obwohl hier nichts synchronisiert ist. Bild und Klang sind durchaus eigenständig. Zusammen entfalten sie eine hypnotisierende Wirkung. Ich werde nicht schläfrig, aber etwas in mir wird ruhiger, sodass ich mich der Situation ganz hingeben kann. Am Ende hat der Satz „I am here, and elsewhere“ seine ganze Wahrheit offenbart.

*

Lethe ist keine immersive Installation. Es versetzt die Zuseher nicht in den Tagliamento, auch wenn dieser über die Bilder in besonderer Weise präsent ist. Immersiv ist allenfalls der Sound mit seiner wie erwähnt hypnotischen Wirkung. Das Setting mit den drei Videowänden, auf die Aufnahmen projiziert werden, die asynchron bleiben, läuft einem wirklichen Eintauchen zuwider, denn ständig endet eine Projektion, während andere weiterlaufen und anderswo eine neue Projektion beginnt. Lethe ist absichtsvoll fragmentiert. Lethe setzt immer wieder neu an. Lethe setzt sich und uns mit dem Ort auseinander, von dem die Bilder, der Klang und die Bewegungen herkommen.

In der griechischen Mythologie ist Lethe der Fluss in der Unterwelt, der Vergessenheit bringt, wenn man von ihm trinkt. Das „Space Poem“ Lethe ist dem Fluss Tagliamento gewidmet, „einem der letzten großen Wildflüsse in Europa, bedroht von Erderhitzung und Industrie“, wie es auf der Website zu dem Stück heißt. Geht es also darum, zu verhindern, dass dieser Fluss selbst in Vergessenheit gerät? Geht es darum, eine Erinnerung zu schaffen an einen Fluss, der aufgrund der allgemeinen

industriellen Nutzung aller Landoberflächen bald schon kein Wildfluss mehr sein könnte? Der noch etwas später aufgrund der Erderhitzung gar kein Wasser mehr führen könnte, dessen Existenz als ein Fluss, ob wild oder gezähmt, überhaupt an ein Ende kommen könnte? Die Folgerung, dass es darum gehen könnte, mit Mitteln der Kunst einen Fluss vor dem Vergessen zu bewahren, liegt nahe. Aber sie vergisst selber etwas. Sie bedenkt nicht, dass Lethe ja eben der Fluss ist, aus dem das Vergessen kommt und nicht der Fluss, den es vor dem Vergessen zu bewahren gilt. Das „Space Poem“ heißt nicht Mnemosyne, was in der griechischen Mythologie der Name für einen anderen Fluss in der Unterwelt ist, aus dessen Wasser die Erinnerung kommt. Wäre der Titel Mnemosyne, dann wäre die Interpretation, dass es um das Erinnern geht, nachvollziehbar. Aber der Titel ist eben Lethe, und Lethe ist der Fluss des Vergessens. Ist der Titel so gemeint, dass aus dem Fluss Tagliamento das Vergessen kommt? Da dieser Fluss zeitweise so wenig Wasser führt, lässt sich sagen, dass er zeitweise darauf vergisst, dass er ein Fluss ist. Das Wesen dieses Flusses ist es, sich selbst von Zeit zu Zeit zu vergessen. Ist Lethe, als Kunstwerk, also vielleicht so gemeint, dass es um das Vergessen geht? Dass wir als Besucher etwas vergessen sollen?

Der Name Tagliamento taucht nur in den Paratexten zum „Space Poem“ auf. Obwohl dieses für fast zwanzig Minuten aus gesprochenem Text besteht, kommt der Eigenname nicht vor. Ebenso wenig wie das Wort Lethe. Der Text besteht nur aus einfachen Worten und Sätzen. Wenn wir ihnen lauschen, können wir die Eigennamen getrost vergessen. Auch wissen wir nicht, wer dieses Ich ist, das die Beobachtungen anstellt, die wir zu hören bekommen. Nicht nur müssen wir nicht wissen, wer dieses Ich ist, wir sollen es auch nicht wissen, ja wir sollten es auch nicht einmal wissen wollen. Es geht nicht darum, dass eine Person

mit dieser oder jener Geschichte diese Beobachtungen anstellt und uns mitteilt. Es geht um die Beobachtung selbst, deren Mitteilung in uns, den Hörer*innen, etwas evoziert. Vermutlich Bilder, sicherlich aber eine Stimmung. Diese wird von der so ruhig und sonor sprechenden weiblichen Stimme hervorgerufen. Die Bilder wiederum ergeben sich aus der sprachlichen Vermittlung kleinteiliger Beobachtungen. Es sind Mikro-Ereignisse, deren Bezeugung der Text uns mitteilt.

Lethe ist der Fluss des Vergessens. Wir steigen in diesem Kunstwerk also buchstäblich in einen Fluss, der uns vergessen macht. Und genau darum geht: die Erwartungen zu vergessen, die wir mitbringen, wenn wir ein Studio oder einen Kunstraum betreten. Die Erwartung an ein Spektakel. An Virtuosität, an starke Präsenz, an provokante Dynamik. An Bekenntnisse eines leidenden, traumatisierten Subjekts. An die Expression innerer Konflikte einer um Verständnis ringenden Person. All das, was die Erfahrung von Kunst in der Gegenwart zu einem großen Teil ausmacht, möchte Lethe uns vergessen lassen. Mit dem Vergessen dieser Erwartungen vergesse ich in gewisser Weise mich selbst. Der meditative, live gesprochene Auftakt von Lethe hilft dabei. Und räumt die Vorerwartungen so weit beiseite, dass mich der Sound und die Bilder dieses anderen, namenlosen Ortes in einem Zustand erreichen, den ich in Ermangelung eines geeigneteren Wortes als naiv bezeichnen möchte.

Es handelt sich um einen Ort, keine Frage. Aber wo ist dieser? Wenn ich mich ausreichend vergessen habe, stellt sich mir diese Frage diesseits von vorgegebenen Koordinaten. Gewiss, die Gestalt der Berge, die Vegetation und das Gestein sind nicht von außerhalb der Welt, die ich kenne. Aber dennoch wirken sie fremd, was zu einem guten Teil daran liegt, dass der Sound nur teilweise von ihnen herzurühren scheint. Diese Verfremdung wird

durch die Gestalt, die sich jeweils in dieser Gegend wiederfindet, verstärkt. Jedes Mal beginnt die Gestalt sich in dieser Gegend zu bewegen, als käme sie dort erst zur Welt, oder zumindest zu dieser Welt. Ihr scheinen tatsächlich alle Koordinaten zu fehlen, alle Gewohnheiten, mit denen wir sonst Räume zu den unseren machen und längst schon gemacht haben. Die Gestalt verkörpert in ihren Bewegungen eine Entwöhnung oder Entwohntheit, als Gegensatz zur Gewohnheit, die sonst alle Erwartung strukturiert. Ordnungsbegriffe lösen sich hier zunehmend auf. Jede Einstellung enthüllt von neuem die Rätselhaftigkeit des Zu-Sehenden, so vertraut es auf einer anderen Ebene auch erscheinen mag. Auch die Zeit wird in diesen Bildern rätselhaft. Manchmal scheint sie langsamer abzulaufen.

Was bleibt von einem Ort oder einer Gegend übrig, wenn alle Koordinaten und Gewohnheiten in Vergessenheit geraten sind? Wenn wir diesen Ort nicht auf die Weise aufsuchen und einnehmen, wie wir das sonst tun, wenn wir ein Ziel verfolgen? Wenn wir dem Ort so unvoreingenommen wie nur möglich begegnen? Die allzu menschliche Logik der Identifizierung hinter uns lassen? Diesseits vom Menschen gibt sich ein Ort als das zu sehen, zu hören und zu spüren, was er für sich ist. Er mag belebt oder unbelebt sein, der Ort hat seine eigene Präsenz, die von ihm her ausstrahlt. Manche würden diese Präsenz die Atmosphäre eines Ortes nennen. Das ist nicht schlecht gesagt, wenn wir davon ausgehen, dass Atmosphären von einem Besucher Besitz ergreifen können, was ja immerhin heißt, dass ein Ort eine Kraft hat, die weder menschlich noch physikalisch ist, sondern ästhetisch, wenn nicht sogar spirituell. Doch von Atmosphäre zu sprechen, reicht nicht aus, um die präsentische Ausstrahlung eines Ortes zu bezeichnen, weil das Wort Atmosphäre ganz auf den „Dunstkreis“, die „Luftkugel“ abzielt, die einen Ort umhüllt. Damit bekommt aber ein Element, die Luft, einen absoluten

Stellenwert, während die anderen Elemente, das Wasser, die Erde und das Feuer, ohne Rücksicht bleiben. Die Präsenz eines Ortes liegt aber nicht nur in der Luft, die ihn umgibt. Sie liegt auch in seiner Erde, in seinem Wasser und seinem Feuer, in seiner Geosphäre, seiner Hydrosphäre und seiner Pyrosphäre. Diese müssten also alle berücksichtigt werden, wenn man von der Präsenz eines Ortes sprechen will. Doch mit einer Elementenlehre wird der Ort unweigerlich zerteilt. Und damit auch verfehlt. Eine andere Bezeichnung ist nötig. Eine ältere Redeweise bietet sich dafür an. Ein Ort verfügt, so hieß es schon in der Antike, über einen „genius loci“, über einen ihm zugehörigen „Geist“. Vorwiegend wurde dies für sakrale Orte geltend gemacht. Besteht das Sakrale nicht vielleicht eben in dieser Kraft, die primär vom Geist des Ortes herrührt, und die von sakralen Bauten nur sichtbar gemacht und verstärkt wird? Es ist jedenfalls dieser Ortsgeist, mit dem manche von uns an manchen Orten in Kontakt treten, den wir verspüren und der uns vielleicht auch dazu bewegt, anders zu denken und zu handeln. Und der womöglich sogar ein wenig bei uns bleibt, wenn wir den Ort wieder verlassen.

Kann der Geist eines Ortes an einen anderen Ort übertragen werden? Im strengen Sinn sicher nicht, denn dann würde er ja sein Wesen verlieren, der Geist eben dieses Ortes zu sein. Ein sakraler Bau kann nicht einfach an einen anderen Ort verfrachtet werden, denn seine sakrale Kraft rührt ja von seinem angestammten Ort her. Aber wenn etwas von diesem Geist bei uns bleibt, wenn wir uns von seinem Ort wieder entfernen, dann strahlt er offenkundig noch in der Ferne etwas aus. Eben dies lässt sich in Lethe erfahren. Das Publikum setzt sich durch die Vermittlung der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Geist des Ortes diesem selbst indirekt aus. Dies geschieht an einem ganz anderen Ort, der mit dem Ort der Auseinandersetzung

kaum etwas zu tun hat, der aber genau deshalb diese Auseinandersetzung erst ermöglicht.

Aber all dies geschieht nicht von selbst. Es setzt voraus, dass sich einige von uns dem Genius loci eines bestimmten Ortes aussetzen und dann Wege finden, um diesen durch eine Vermittlungsleistung auch anderen zugänglich zu machen, die nicht vor Ort waren. Dies gelingt nur, wenn die Vermittler*innen dem Genius treu bleiben, was nur gelingen kann, wenn sie sich selbst im Prozess des Vermittelns so weitgehend vergessen wie nur möglich. Für dieses Gelingen bietet sich ebenfalls ein älteres Wort an, das allerdings richtig verstanden werden muss: Kongenialität. Der Genius alleine würde seine Kraft ohne Effekt ausstrahlen, wenn es nicht jemanden gäbe, der ihn wahrnimmt und anerkennt. Wer dies tut, steht mit dem Genius in Verbindung, ist ihm ein Gefährte, ein Kompagnon, ist im Bezug zu ihm kon-genial. Lethe ist ein auf solcher Kongenialität beruhendes, ist selbst ein kongeniales Stück.

„They spent time with the river“, heißt es im Paratext zu Lethe bezüglich der Künstler*innen. Nach einer Stunde im Studio hatte man als Zuseher ebenfalls Zeit mit dem Fluss verbracht. Ich lag, wir lagen gewissermaßen in dem Fluss und nahmen damit dieselbe Position wie die Künstler*innen ein, als sie sich dem Geist jenes Ortes aussetzten – wenn auch sicherlich nur für einen Bruchteil von der Dauer, die es braucht, um ein ortsbezogenes Kunstwerk von solcher Dichte zu schaffen. Das Setting hätte es erlaubt, durchaus noch mehr Zeit auf diesem weichen Flussbett zu verbringen.

Fragt sich noch, ob es sich wirklich um den Geist des Tagliamento handelt, oder ob der Tagliamento, aus dessen Flussbett das Stück sein Material gewann, für etwas anderes

steht. Die Erde wurde im Text genannt und ihr wurde Schönheit attestiert. Ihr, und nicht dem Tagliamento. Auch wenn Lethe diesem Fluss gewidmet ist, handelt es eigentlich nicht von ihm, sondern von der Erde, wenn nicht sogar von der Welt überhaupt. Zumindest trägt das Stück diesen Überschuss in sich. Es lässt sich nicht auf diesen Ort, auf dieses Stück Land eingrenzen. Das macht der Sound deutlich, dessen Flächen und Volumina über den Ort hinausweisen, der sich uns auf den Bildern immer sehr ruhig zeigt. Der Sound erinnert uns daran, dass der Ort, an dem wir uns befinden, in einer grenzenlosen Weite beheimatet ist. Vielleicht ist diese Weite des Alls oder mit einem anderen Wort, der Weltraum, dasjenige, woran sich zu erinnern das Vergessen dient, zu dem Lethe uns einlädt.